

Reihe „Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute“

Mit der Entwicklung der Medien und ihrer sozialen, kulturellen und persönlichen Bedeutung verändern sich auch die Fragestellungen und Forschungsfelder der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Es stellt sich somit auch die Frage nach der Gültigkeit und Brauchbarkeit ihrer Paradigmen und danach, was denn zu ihren gesicherten Beständen gehört. Adorno und Benjamin, Lippmann und McLuhan – was haben sie und andere „Klassiker“ der Medien- und Kommunikationswissenschaft heute noch zu sagen? Mit diesen Fragen beschäftigt sich in unregelmäßigen Abständen die Reihe „Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute“, die ursprünglich von Friedrich Krotz konzipiert wurde. Wenn diese Beiträge dafür hilfreich sind, dass sich Medien- und Kommunikationswissenschaft mit ihren Grundlagen erneut und auf kritische Weise befasst, so hat die Reihe ihren Zweck erfüllt. Abweichende Meinungen und begründete Stellungnahmen sind ebenso erwünscht wie Vorschläge dazu, welche AutorInnen denn heute überhaupt als „Klassiker“ angesehen werden können.*

Gerhard Maletzke

Eine Geschichte von Erfolg und Misserfolg in der Kommunikationswissenschaft

Michael Meyen / Maria Löblich

Das Verhältnis der Kommunikationswissenschaft zu ihrem Klassiker Gerhard Maletzke ist gespalten. Einerseits ist das Buch „Psychologie der Massenkommunikation“ bis heute unverzichtbarer Bestandteil der Lehre, andererseits ist Gerhard Maletzke nie auf eine Professur im Fach berufen worden. Der Beitrag fragt, wie dieser Gegensatz zu erklären ist, und untersucht aus wissenschaftssoziologischer Perspektive die Wechselwirkungen von Biografie, Werk und Fachstrukturen. Neben Maletzkes wissenschaftlichen Arbeiten und biographischem Material wurden ein ausführliches Interview zu seinem Leben sowie Zeitzeugengespräche ausgewertet. Die Studie zeigt, dass die Rezeption der „Psychologie der Massenkommunikation“ mit der Neuorientierung des Fachs in den 1960er Jahren erklärt werden kann. Gerhard Maletzke selbst war stets zur falschen Zeit am falschen Ort. In der Psychologie fehlte ihm der Stallgeruch und in der Kommunikationswissenschaft entweder ein starker Mentor oder das richtige Parteibuch. Ohne Professur hatte er keine Chance, sein Werk mithilfe von Schülern auszubauen. Die Studie verweist somit auf die Bedeutung von institutionellem Erfolg für die wissenschaftliche Arbeit.

* Bislang sind in dieser Reihe Beiträge zu folgenden „Klassikern“ erschienen: Marshall McLuhan (Verf.: Friedrich Krotz, M&K 1/2001, S. 62-81), Harold A. Innis (Verf.: Hans W. Giessen, M&K 2/2002, S. 261-273), Theodor W. Adorno (Verf.: Thomas Gebur, M&K 3/2002, S. 402-422), Leo Löwenthal (Verf.: Udo Göttlich, M&K 1/2006, S. 105-127), Walter Benjamin (Verf.: Maren Hartmann, M&K 2/2006, S. 288-307), Paul Felix Lazarsfeld (Verf. Thymian Bussemer, M&K 1/2007, S. 80-100), Raymond Williams (Verf.: Carsten Winter, M&K 2/2007, S. 247-266), Walter Lippmann (Verf.: Jürgen Wilke, M&K 4/2007, S. 595-612), Herta Herzog (Verf. Elisabeth Klaus, M&K 2/2008, S. 227-252), Thomas Luckmann (Verf. Stefanie Averbek-Lietz, Matthias Künzler und Marijana Tomin, M&K 4/2010, S. 563-580) sowie Dieter Baacke (Verf. Ingrid Paus-Hasebrink, M&K 1/2011, S. 75-96).

Schlagwörter: Psychologie der Massenkommunikation, Feldschema, Fachgeschichte, Gerhard Maletzke, Biographie

1. Einführung: Problem, theoretischer Hintergrund und Quellen

Dass Gerhard Maletzke (1922 bis 2010) zu den „Klassikern der Kommunikations- und Medienwissenschaft“ gehört, dürfte zumindest in diesem Sprachraum unbestritten sein. Seine „Psychologie der Massenkommunikation“ von 1963 ist innerhalb weniger Jahre zum Standardwerk geworden. Als die deutschen Institute 1967 eine „gemeinsame Literaturliste für das Studium der Publizistik- und Zeitungswissenschaft“ zusammenstellten, wurde nur noch ein anderes Buch von allen Beteiligten genannt: Emil Dovifats „Zeitungswissenschaft“, die schon in der Weimarer Republik und im Dritten Reich erschienen war (vgl. Wilke 1998). Otto B. Roegele (1920 bis 2005), der von 1963 bis 1985 das Münchener Institut leitete, hat die beiden Autoren im Rückblick als „Repräsentanten“ der zwei „Hauptströmungen“ im Fach beschrieben: auf der einen Seite Dovifat (1890 bis 1969), der „Wortführer der historisch orientierten Linie von der ‚Öffentlichen Meinung‘“, und auf der anderen Maletzke, „der Überbringer einer neuen, aus der angelsächsischen Welt eingeführten sozialwissenschaftlich und psychologisch begründeten Wissenschaft, die sich auf breiter Front herausgebildet hatte, während die deutschen Institute davon nur fragmentarisch Kenntnis erhielten“ (Roegele 1997: 20).

Die Zeit hat diesen Richtungskampf entschieden. Obwohl die „Zeitungswissenschaft“ nach dem Tod Dovifats noch einmal neu aufgelegt wurde (Wilke 1976), ist dieses Werk längst aus dem Kanon der Kommunikationswissenschaft verschwunden. Die „Psychologie der Massenkommunikation“ dagegen gehört für die meisten Studenten des Fachs nach wie vor zum Grundwissen. Die aktuellen Lehrbücher jedenfalls kommen in der Regel weder um Maletzkes Feldschema herum noch um seine Definitionen von Massenkommunikation und Medienwirkungen (vgl. Burkart 2002: 499-501, 2003: 184; Pürer 2003: 80; Bentele/Nothhaft 2005: 219; Kunczik/Zipfel 2005: 49-56; Beck 2007: 123-126; Schmidt/Zurstiege 2007: 70f.; Stöber 2008: 42-45; Bonfadelli et al. 2010: 88-90). Das Buch von 1963 wurde zweimal unverändert nachgedruckt (1972 und 1978), in mehrere Sprachen übersetzt (ins Japanische, Spanische und Portugiesische), von Roland Burkart und Walter Hömberg (1998) sehr früh für das Zeitalter der „elektronisch mediatisierten Gemeinschaftskommunikation“ modifiziert und in dieser Variante von den beiden Autoren dann in ihrem Textbuch „Kommunikationstheorien“ in bislang vier Auflagen weiterverbreitet (vgl. Burkart/Hömberg 2007).

Während so kein Zweifel am Klassiker-Status der „Psychologie der Massenkommunikation“ aufkommen kann, hatte der Autor selbst im Wissenschaftsbetrieb wenig Erfolg. Als Gerhard Vowe auf der DGPK-Jahrestagung 2011 in Dortmund in einem „biographischen Kaleidoskop“ fünf „Säulenheilige“ der Kommunikationswissenschaft porträtieren ließ, wurde neben Paul Lazarsfeld, Elisabeth Noelle-Neumann, Jürgen Habermas und Niklas Luhmann ausgerechnet Emil Dovifat gewürdigt – und nicht Gerhard Maletzke. Sein Versuch, sich mit der „Psychologie der Massenkommunikation“ an der Universität Hamburg zu habilitieren, scheiterte an Peter R. Hofstätter (1913 bis 1994), von 1960 bis 1979 Lehrstuhlinhaber für Psychologie. Anschließend hätte sich Maletzke „gerne an der FU habilitiert“ (Zeitzeuge Hans Bohrmann), die Psychologen dort wussten aber um die Vorfälle in Hamburg und winkten gleichfalls ab. Maletzke hatte zwar Lehraufträge am Berliner Institut für Publizistik (1965 bis 1969) und hielt dort im Berufungsverfahren auch „einen Vortrag über sein Kommunikationsmodell“ (Bohrmann: „sehr solide“), hatte aber keine Chance auf die Nachfolge von Fritz Eberhard (Meyen/Löblich 2007: 348f.). 1980 scheiterte ein zweiter Versuch (diesmal in Göttingen), obwohl

Maletzke auf dem ersten Listenplatz stand. Berufen wurde stattdessen Hansjürgen Koschwitz (Meyen/Löblich 2007: 294). Maletzkes höchste akademische Positionen waren eine Honorarprofessur (ab 1983 in Hohenheim), eine Gastprofessur (1991 bis 1994 in Leipzig) und eine Lehrstuhlvertretung (wiederum in Hohenheim). Von 1978 bis 1987 arbeitete er außerdem als Medienforscher beim Süddeutschen Rundfunk. Hansjörg Bessler, in Stuttgart sein Vorgesetzter, schrieb zu Maletzkes 60. Geburtstag, es sei „kein Ruhmesblatt für die deutsche Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“, dass der Jubilar nicht dort sitze, wo er eigentlich hingehöre: „auf einem kommunikationswissenschaftlichen Lehrstuhl“ (Bessler 1982: 177).

Das gesplante Verhältnis des Fachs zu diesem „Klassiker“ ist dabei keineswegs ferne Vergangenheit. 2002 löste ein autobiographischer Aufsatz Maletzkes eine „Debatte“ über einen möglichen „Paradigmenwechsel in der Kommunikationswissenschaft“ aus (ausgetragen im DGPK-Informationdienst *Aviso* und organisiert von Horst Pöttker), bei der sich die Beteiligten vor allem in ihrer Kritik an Maletzke einig waren. Joachim Westerbarkey bat den Kollegen „vorsorglich um Pardon für mögliche Missverständnisse, auch wenn er sie durch ‚dunkles Reden‘ provoziert haben mag“ (Westerbarkey 2002: 6). Maletzke hatte kritisiert, dass viele seiner Arbeiten „gar nicht beachtet“ worden seien („oder doch weit weniger, als (...) erhofft und erwartet“) und dass man selbst die „Psychologie der Massenkommunikation“ nicht richtig verstanden habe. Immer wieder werde behauptet, dass er mit diesem Buch die „anglo-amerikanische Fachliteratur ‚aufgearbeitet‘ und so der deutschen Kommunikationswissenschaft vermittelt“ habe. Eigentlich aber sei es ihm um etwas ganz anderes gegangen: um einen „brauchbaren Begriffsapparat für die Erforschung der Medienprozesse“, um ein „System“, mit dem sich das Fachgebiet ordnen lasse, und darum, „die Erkenntnisse der Psychologie zum besseren Verstehen der Massenkommunikation“ einzusetzen.

Maletzke griff die Kolleginnen und Kollegen auch darüber hinaus pauschal an („den Umgang mit Begriffen, vorschnelle Generalisierungen, Scheinexaktheiten“). Dass das Fach „szientistisch“ denke, „quantifizierend“ vorgehe und „viele Einzelstudien“ mache, die „niemand mehr überblicken“ könne, führte er vor allem auf die Berufungen zurück. Wenn sich „in der Anfangszeit“ einer der Professoren „mit Nachdruck für eine humanwissenschaftliche, ganzheitlich-qualitative Orientierung eingesetzt“ hätte, „wären heute wohl die Gewichte etwas anders verteilt“. Im Klartext: Wenn man damals ihn, Gerhard Maletzke, berufen hätte, dann wäre ein Paradigmenwechsel kein „Szenario“ für „irgendwann“, sondern längst Fachgeschichte (Maletzke 1997: 113-119). In einem Interview, das Rüdiger Steinmetz 2002 mit Maletzke führte und nach dem Tod des Befragten Ende 2010 in Auszügen auf der Webseite des Leipziger Instituts veröffentlichte, klang das sinngemäß ganz ähnlich: Da das Fach bisher keinen Einstein hervorgebracht habe, müsse es eben auf einen Kopernikus warten.

Wie passt diese Distanz zu dem Erfolg, den Gerhard Maletzke mit seiner „Psychologie der Massenkommunikation“ hatte? Warum hat das Fach das Buch rezipiert, dem Autor aber verwehrt, sein Lebensziel zu erreichen? In dem erwähnten autobiographischen Aufsatz schrieb Maletzke, dass er schon als Oberschüler von der „Endstation Professor“ geträumt habe (Maletzke 1997: 110).

Dieser Beitrag versucht, mit einem wissenschaftssoziologischen Ansatz zu erklären, warum dieser Traum nicht in Erfüllung ging, obwohl Maletzke auf der inhaltlichen Ebene erfolgreicher war als die meisten Lehrstuhlinhaber. Dieser Ansatz stützt sich auf zwei Annahmen (vgl. Löblich/Scheu 2011; Weingart 2003; Averbek/Kutsch 2002):

- Wissenschaftliche Arbeiten werden erstens wie alle anderen „Denkinhalte“ durch den sozialen Standort der Denkenden beeinflusst, durch das, was Karl Mannheim

„Seinsfaktoren“ genannt hat (vgl. Heintz 1993: 530). Die „Psychologie der Massenkommunikation“ und Maletzkes Kritik am Fach sind folglich nur zu verstehen, wenn man seine Biografie kennt: Herkunftsmilieu und Sozialisation, akademische Ausbildung, Karrierestationen und Orientierungskomplexe.

- Wissenschaftliche Entwicklung wird zweitens auch von sozialen Faktoren vorangetrieben. Ob eine Theorie „überlebt“, hängt von ihrer Institutionalisierungschance ab und damit von den Strukturen der jeweiligen akademischen Disziplin – von ihrer Größe, von ihrer Reputation in Universität und Gesellschaft, von den Machtverhältnissen sowie von der Position des Urhebers (vgl. Lepenies 1981: II). In der Wissenschaft wird man nicht (nur) durch eigene Verdienste zu einem Klassiker, sondern eher durch das Bedürfnis von Kollegen und Nachfolgern, Symbolfiguren aufzubauen, die eigene Position zu legitimieren und sich von Konkurrenten abzugrenzen.

Diese beiden Annahmen haben die Quellenauswahl geleitet. Neben Maletzkes wissenschaftlichen Arbeiten, der Festschrift zu seinem 75. Geburtstag (Fünfgeld/Mast 1997), biografischen Notizen in der Fachzeitschrift *Publizistik* und in Zeitzeugenerinnerungen (Jörg Aufermann, Hans Bohrmann, Dieter Ross, Manfred Rühl, Winfried Schulz, vgl. Meyen/Löblich 2007) sowie Arbeiten zur Fachgeschichte wurden fünf Interviews ausgewertet, die Ende 2005 für eine Magisterarbeit geführt worden sind (Stommel 2006). Dabei hat Gerhard Maletzke zum einen selbst in zwei mehrstündigen Sitzungen über sein Leben berichtet. Zum anderen wurden im gleichen Zeitraum vier Weggefährten befragt:

- Karl Friedrich Reimers (Jahrgang 1935), der Ende der 1950er Jahre in Hamburg in Maletzkes Seminaren saß, ihn Mitte der 1970er Jahre zunächst zu Lehrveranstaltungen an der Hochschule für Fernsehen und Film München einlud und dann Anfang der 1990er Jahre nach Leipzig holte,
- der Reimers-Schüler Rüdiger Steinmetz (1952), der dort am 30. September 1992 be-rufen wurde,
- Claudia Mast (1952), deren Lehrstuhl in Hohenheim für Gerhard Maletzke zur aka-demischen Heimat wurde, sowie
- Wolfgang Hoffmann-Riem (1940), wie Reimers in den späten 1950er Jahren Student in Hamburg und von 1989 bis 1992 DGPK-Vorsitzender.

Alle Interviews sind im Anhang der Magisterarbeit dokumentiert und können bei Bedarf bei den Autoren angefordert werden. Bei allen Problemen, die mit solchem (auto-)bio-graphischen Material verbunden sind (Stichworte: Erinnerungslücken, Rekonstruktion der Vergangenheit aus den Interessen der Gegenwart, Selbstlegitimation; vgl. Wilke 2011), erlauben die Quellen in Verbindung mit der Sekundärliteratur, den Lebensweg von Gerhard Maletzke nachzuzeichnen (Abschnitt 2) und vor diesem Hintergrund so-wohl seine wissenschaftlichen Arbeiten (Abschnitt 3) als auch die Rezeption im Fach zu erklären (Abschnitt 4).

Dass der Schwerpunkt dabei nicht auf dem Inhalt liegt, sondern auf der Person und der Rezeptionsgeschichte, lässt sich mit dem Wissensstand begründen: Maletzkes Hauptwerk kennt jeder, der sich mit der Kommunikationswissenschaft beschäftigt. Da-mit unterscheidet sich dieser Beitrag zwar etwas von anderen Aufsätzen in der „Klassi-ker“-Reihe dieser Zeitschrift, für diese Abweichung gibt es aber drei weitere gute Gründe. Wie gleich zu zeigen sein wird, eignet sich das Beispiel Gerhard Maletzke

1. vorzüglich, um die Zusammenhänge zwischen Medien-, Fach- und Theorieentwick-lung zu untersuchen und ein wissenschaftliches Werk im Kontext von Biografie und Wissenschaftsstrukturen zu lesen;

2. regt seine Karriere dazu an, über die Bedeutung von institutionellem Erfolg für die Forschung nachzudenken. Und
3. erlauben die Quellen, hier neues (bisher unveröffentlichtes) Material zu präsentieren, der Fachgemeinschaft so eine ihrer Leitfiguren näherzubringen und damit zur Selbstvergewisserung beizutragen.

2. Biografische Skizze

Gerhard Maletzke wurde am 6. Januar 1922 in Neustettin als zweiter Sohn eines Volksschullektors geboren. Aufgewachsen sind die Brüder in Kolberg an der Ostsee. 2005 schwärmte Maletzke von einer „wunderschönen Kindheit“. Im gleichen Atemzug wie den „weißen Sandstrand“ erwähnte er allerdings auch die vielen Soldaten, die von Anfang an zum Stadtbild gehört hätten. Von seinem Vater Walter, der 1926 starb, sind nur „schemenhafte Erinnerungen“ geblieben: ein großer Bücherbestand, in dem die fast gleichaltrigen Knaben unter anderem Nietzsche und Morgenstern fanden, und der Kontakt mit den ehemaligen Kollegen, die den Vater als „humorvoll und geistreich“ beschrieben. „Unser Vater war offensichtlich sehr begabt. Er hat komponiert und Gedichte geschrieben. Aus meiner damaligen Perspektive muss er ein toller Mann gewesen sein. Er hat mich sehr geprägt durch die Bücher, die er mir hinterlassen hat.“ Bruder Helmut arbeitete nach dem Krieg als Maler in Greifswald und wurde in der DDR vor allem durch die Gestaltung von Bauwerken bekannt. 1971/72 gab es gegen ihn ein Berufsverbotsverfahren wegen „Verbildung des Bewusstseins der Menschen“ (vgl. www.helmut-maletzke.de). Als im Oktober 2010 bekannt wurde, dass er mit dem Ministerium für Staatssicherheit zusammengearbeitet hatte, forderte ihn der Greifswalder Oberbürgermeister auf, seine Bilder aus dem Rathaus abzuholen (FAZ vom 07.12.2010). Die ersten sechs Jahrzehnte seines Lebens hat Helmut Maletzke in dem autobiografischen Roman „Signum B.T.“ verarbeitet, der 1997 erschien.

Erzogen wurden die Brüder von ihrer Mutter, die aus einer Berliner Handwerkerfamilie kam, sehr religiös war (evangelisch) und nicht wieder heiratete. Gerhard Maletzke sprach im Rückblick von einer „deutschnationalen“ Erziehung. „Bei mir da oben in Preußen dachte man nationalistisch, nicht nationalsozialistisch. Dazu gehörte, dass man das Deutsche Reich für das beste hielt.“ Von „Hitler und der neuen Zeit“ sei er wie „alle“ anderen zunächst „begeistert“ gewesen. „Jeder von uns war unzufrieden mit dem Versailler Vertrag. Hitler hat das in seinen Reden voll ausgenutzt.“ Die Begeisterung machte aus den Maletzke-Brüdern Hitlerjungen („das musste man damals“) und Kriegsfreiwillige. „Wir haben sogar darum gebettelt, vorzeitig einberufen zu werden. Warum? Wenn man sich freiwillig meldete, konnte man selbst die Waffengattung wählen. Wir wollten auf gar keinen Fall zur Infanterie.“

Gerhard Maletzke wurde im Dezember 1939 Soldat an der Westfront – kurz vor seinem 18. Geburtstag und ohne Abitur. „Wir erhielten lediglich ein Abgangszeugnis mit Reifevermerk. Wir dachten, dass dieses Zeugnis auch zum Studium berechtigt. Dass ich später dann in Hamburg als einer der ersten Studenten zugelassen wurde, hatte ich aber nur meinem Studentenausweis aus Danzig zu verdanken.“ An der dortigen Technischen Hochschule war Maletzke 1942/43 auf Genesungsurlaub, jetzt schon als Leutnant. Die Kriegererlebnisse waren auch 60 Jahre später noch sehr präsent. „Ich habe viel Elend gesehen. Viele Tote. Ich war dreimal verletzt, mit starken Lähmungen am Arm und Verbrennungen am Oberschenkel, weil ein brennendes Verkleidungsstück auf mich gefallen ist. Außerdem war ich verschüttet, wenn auch nur für eine halbe Stunde. Ich hatte furchtbare Angstzustände und war wohl auch bewusstlos. Zum Glück haben mich

meine Kollegen ausgebuddelt. Objektiv betrachtet war das alles gar nicht so schlimm, aber mich hat das mein Leben lang verfolgt.“

Karl Friedrich Reimers hat vermutet, dass der Empiriker Gerhard Maletzke in den Schützengräben geboren wurde. „Er wollte dahinter kommen, warum sich die Menschen im Zweiten Weltkrieg so verhalten haben“, und sei auch deshalb als Wissenschaftler „überzeugend“ gewesen, weil er „die Grunderfahrung des Nationalsozialismus“ habe verarbeiten müssen. Dass dieses Argument nicht zu weit hergeholt ist, belegen die Gesprächsprotokolle von 2005. Bereits die erste Frage, die ganz allgemein auf Kindheits-erinnerungen zielte, nutzte Maletzke, um über seine „Position gegenüber den Juden“ nachzudenken. Die *Stürmer*-Kästen an der Schule habe er „nie so wirklich“ angeschaut und außerdem „kaum registriert“, als „der jüdische Junge“ in der Klasse „plötzlich weg war“. Auch an der Front habe man „nicht weiter über alles nachgedacht“ („das war einfach besser so“). Dass Maletzke an seinem Lebensabend berichtete, mit Juden wie Curt Bondy, Leo Löwenthal, Richard Löwenthal (Paul Sering) oder Theodor W. Adorno „immer besonders gut zurechtgekommen“ zu sein, und sich deshalb „manchmal gefragt“ habe, „warum sie alle so nett zu mir waren“ (eine Frage, die man sich nicht stellt, wenn man nicht wusste, „was wirklich geschehen war“), muss dazu nicht im Widerspruch stehen. Zum einen begann Gerhard Maletzke nach dem Krieg, sich „ganz intensiv mit dieser Zeit“ zu beschäftigen. Während viele Zeitgenossen ihre Erlebnisse verdrängt hätten, habe er „viele Hitlerbiografien“ gelesen und die Überzeugung gewonnen, „dass wir diesen Krieg verschuldet hatten“ und „uns immer daran zu erinnern“ hätten. Besonders beeindruckt habe ihn dabei die „Offenheit der Amerikaner“, die den Deutschen trotz alledem „innerhalb kürzester Zeit geholfen haben“: „Für mich hatten die USA von Anfang an etwas Faszinierendes, Imponierendes.“

Zum anderen erlebte Maletzke am Deutschen Institut für Entwicklungspolitik in Berlin, wo er von 1964 bis 1969 wissenschaftlicher Mitarbeiter war, das Meineidsverfahren gegen Karl Friedrich Vialon (1905 bis 1990), damals Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und derjenige, der Maletzke zunächst am Telefon und dann in einem mehrstündigen Gespräch überzeugte, an das Institut in der Heimatstadt seiner Großeltern zu kommen. Vialon hatte als Zeuge im Verfahren gegen den SS-Führer Heuser abgestritten, etwas vom Holocaust mitbekommen zu haben, obwohl er von 1942 bis 1944 als Regierungsrat in der Finanzabteilung des Reichskommissariats Ost in Riga dafür zuständig war, jüdische Vermögen einzuziehen. Das Landgericht Koblenz sprach ihn 1971 vom Meineids-Vorwurf frei. In seiner Lebenserzählung wies Maletzke dem Staatssekretär zwar eine tragende Rolle zu (Vialon habe gesagt, „dass er meine Arbeiten gelesen hat und sie in Berlin einen bräuchten, der über Psychologie und die Medien Bescheid wusste“), die Nazivergangenheit und das Gerichtsverfahren blendete er aber aus.

Seine beiden Lebensthemen fand Gerhard Maletzke nicht sofort. Nach fünfeinhalb Jahren im Krieg, „inzwischen verheiratet, mit einem Kind“, habe er nicht gewusst, „was ich überhaupt studieren soll“. Er sei zwar „als erster eingeschriebener Student“ in Hamburg angenommen worden (weil er „alle fünf Punkte“ für die Studienplatzvergabe erfüllen konnte: Soldat, Flüchtling, Kind, schwer verwundet und „vor allem nicht belastet aus der NS-Zeit“), habe aber weder etwas gelernt noch eine Berufsidee gehabt. Deshalb seien „nur recht allgemeine geisteswissenschaftliche Fächer in Frage“ gekommen. Nach vier Semestern Literaturwissenschaft ging Maletzke zu Hans Wenke (1903 bis 1971), der schon im Dritten Reich als Hochschullehrer gearbeitet hatte (ab 1939 in Erlangen), 1947 an die Universität Hamburg berufen worden war und für ihn zum „Vaterersatz“ wurde („ein sehr gebildeter und oft auch weiser Mann, der mich geistig an die Hand genommen

und gesagt hat, wo es lang geht“). Als Schüler und Assistent von Eduard Spranger war Wenke zwar eher Pädagoge und Philosoph, vertrat in Hamburg aber auch die Psychologie (Maletzke: „Es war damals üblich, dass das in einer Person vereinigt war“). Gerhard Maletzke begründete seinen Fachwechsel im Rückblick auch mit dem Buch „Menschenkenntnis und Menschenbehandlung“ (Müller-Freienfels 1940), das er „ganz genau studiert“ habe. Sehr groß war der Schritt in das neue Fach zunächst nicht. Wenke hatte „eine geisteswissenschaftliche Perspektive“ und verfolgte den „Trend zur empirischen Sozialwissenschaft“ mit Skepsis (Meyen/Löblich 2007: 159).

Von Hans Wenke war allerdings der Weg zu den Medien nicht weit. Wenke sah sich als Brückenbauer zwischen Universität, Bildungsarbeit und Hörfunk und schrieb in Zusammenarbeit mit dem NWDR Konzeptionen für das Hans-Bredow-Institut (vgl. Schneider 2007: 100-106). Gerhard Maletzke erinnerte sich außerdem an eine Arbeitsgemeinschaft zum Thema Radio und daran, dass er schnell Wenkes „rechte Hand in allen Funkfragen“ gewesen sei. In seiner Diplomarbeit von 1949 beschäftigte er sich mit dem „Rundfunk in der Hörwelt des heutigen Menschen“. Ein Teil dieser Arbeit wurde in der Zeitschrift *Rundfunk und Fernsehen* veröffentlicht, die ab 1948 als Vorläufer der Zeitschrift *Medien & Kommunikationswissenschaft* erschien (vgl. Maletzke 1984: 9). Für seine Dissertation erweiterte Maletzke die Diplomarbeit um eine empirische Studie (Maletzke 1950). Später schrieb er, dass Medienthemen „an den deutschen Hochschulen jener Jahre ungewöhnlich“ gewesen seien. Nicht wenige Professoren hätten geglaubt, dass man sich „beim Umgang mit der Presse, dem Film, dem Radio“ die Hände schmutzig mache (Maletzke 1984: 9). 2005 erzählte er, dass Hans Wenke das Thema an der Fakultät mit einem Trick durchgesetzt habe. Er hätte den Kollegen gesagt, dass es eigentlich gar nicht um Medien gehe, sondern „um bestimmte sehr wichtige psychische Funktionen des Menschen, die sich besonders gut am Beispiel des Rundfunks erläutern ließen“.

Neben Hans Wenke, der 1949 nach Tübingen ging, dort 1953 Rektor wurde, erst 1957 wieder an die Universität Hamburg zurückkehrte und dort dann nach 1965 Zielscheibe der Studentenbewegung wurde (vgl. Meyen/Löblich 2007: 160), nannte Gerhard Maletzke in seiner Lebensbilanz einen zweiten akademischen Lehrer, der ihn „enorm geprägt“ habe: Curt Bondy (1894 bis 1972), einen Schüler von William Stern (1871 bis 1939). Auch 2005 hielt Maletzke Stern noch für einen „ganz herausragenden Psychologen“ und übertrug diese Bewunderung auch auf Sterns Sohn Günther Anders (1902 bis 1992), den er in Hamburg kennengelernt hatte und dessen Buch „Die Antiquiertheit des Menschen“ (Anders 1988[1956]) er zur Überraschung der Fachkollegen in seinem autobiografischen Text von 1997 ausdrücklich lobte (Maletzke 1997: 116). Curt Bondy, der 1939 nach einer kurzen Internierung im KZ Buchenwald in die USA emigriert war, wurde zum Sommersemester 1950 als Professor für Psychologie nach Hamburg berufen (Kersting 1994: 750-755) und brachte die „quantitative empirische Forschung“ nach Deutschland mit. Maletzke war bis 1952 sein Assistent, wurde an die „positivistische Sozialwissenschaft“ herangeführt und ging bereits in dieser Zeit auf Distanz zu dem, „was in Deutschland unter Publizistikwissenschaft verstanden wurde“: Das „hatte nichts zu tun mit dem, was ich machte. Ich bin ja in erster Linie Psychologe geworden.“ Die „sozialwissenschaftliche Wende“, die die Publizistikwissenschaft in den 1960er und 1970er Jahren verändern sollte (Löblich 2010), hat Maletzke bereits deutlich früher am eigenen Leib erlebt.

1952 wurde Gerhard Maletzke wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hans-Bredow-Institut – auf Empfehlung von Hans Wenke, der ihn bei Egmont Zechlin (1896 bis 1992) ins Gespräch brachte. Der Historiker Zechlin hatte im Dritten Reich unter anderem

Professuren in Marburg und Berlin. Er wurde 1947 nach Hamburg berufen und leitete das Hans-Bredow-Institut von 1950 bis 1967. Maletzke berichtete 2005, dass er bei der Institutsgründung durchaus auf diesen Posten spekuliert habe. Einerseits sei er aber „noch viel zu jung“ gewesen, und andererseits habe die Satzung einen Ordinarius der Universität verlangt. Was das Hans-Bredow-Institut in den 1950er und frühen 1960er Jahren machte, lässt sich trotzdem leicht auf Maletzke zurückführen. Wolfgang Hoffmann-Riem (1979 bis 1995 Direktor sowie 1998 bis 1999 Vorsitzender des neu geschaffenen Direktoriums des Hans-Bredow-Instituts) sagte, Zechlin habe sich nicht für Medien interessiert. Maletzke selbst sprach genau wie Dieter Ross, der 1965 an das Institut kam (ein Jahr nach Maletzkes Weggang, Meyen/Löblich 2007: 157), von „sehr viel Freiheit“ – weil Zechlin in Sachen Publizistik „kaum bewandert“ gewesen sei und weil es sonst niemanden gegeben habe, „der wissenschaftlich an medienspezifische Fragestellungen heranging“. Ab 1953 erschien am Institut die Zeitschrift *Rundfunk und Fernsehen* (heute: M&K) und ab 1956 das „Internationale Handbuch für Hörfunk und Fernsehen“.

Die Idee, eine akademische Laufbahn einzuschlagen, führte Maletzke auf das „positive Feedback“ zurück. Dazu gehörten auch seine Erfahrungen als Lehrbeauftragter an der Universität Hamburg. Karl Friedrich Reimers goss seinen Eindruck in das Wort „Klarheit“: Bei Maletzke sei „jeder Denkschritt“ nachvollziehbar und mit einer „humorvollen Sicht auf das Leben“ verbunden gewesen. Wolfgang Hoffmann-Riem saß im Wintersemester 1959/60 im Seminar „Fernsehkritik“, wo die Studenten Sendungen besprechen mussten und „sehr ausführliche“ Korrekturen zurückbekamen (vgl. Maletzke 1957). 1961 ging Gerhard Maletzke für drei Monate an die *University of Southern California* in Los Angeles. Er habe damals die Chance gesehen, „die Grundlagen der Lehre aus den USA nach Deutschland zu bringen“, das „alles ziemlich ernst genommen“ und sowohl Hans Wenke als auch Peter Hofstätter regelmäßig über den Arbeitsstand seiner Habilitationsschrift informiert. Hofstätter, der 1959 als Nachfolger von Curt Bondy nach Hamburg gekommen war, habe „immer so getan, als ob das alles kein Problem wäre“ („das war das Fiese“), dann aber plötzlich behauptet, dass ihn das Thema nicht interessiere. „Damit war diese Sache geplatzt, ohne überhaupt einer Kommission vorgelegt zu werden“. Karl Friedrich Reimers, der einen wöchentlichen Stammtisch am Hans-Bredow-Institut verließ, um gegen „viel deutbare faschistische Äußerungen“ von Hofstätter zu protestieren, sprach von „Reviervverhalten“. Hofstätter habe „den jungen Mann so nicht haben“ und sich seine Habilitanden selbst heranziehen wollen („die ursprüngliche, wohl ziemlich österreichische Vorstellung“).

Trotz dieser Schwierigkeiten blieb für Gerhard Maletzke klar, „dass ich irgendwann ein Ordinariat innehaben würde“. Hans Wenke habe versucht, über seine Kontakte in Berlin (wo er selbst seine akademische Laufbahn begonnen hatte) „mit einer Art Schnellhabilitation den Weg frei zu machen“ – vermutlich für die Nachfolge von Fritz Eberhard (1896 bis 1982), eines SPD-Mannes, der 1949 bis 1958 in Stuttgart Rundfunk-Intendant war, seit 1961 als Honorarprofessor am Institut für Publizistik lehrte, Maletzke als Lehrbeauftragten gewann und „oft zu sich nach Hause“ einlud. Die Hamburger Vorfälle hätten sich aber in Berlin „sehr schnell“ herumgesprochen, so dass die Arbeit über das Fernsehimage von Politikern unvollendet blieb. Maletzke ging sogar zum (damals SPD-geführten) Berliner Senat, um seinen Wunsch auf eine Professur durchzusetzen. Auf die Parteischiene hatte ihn seine zweite Frau gesetzt, eine Psychologin, die er beim NWDR kennengelernt hatte. Maletzke war noch in Hamburg in die SPD eingetreten („durchaus aus Überzeugung“) und machte dann in Berlin Wahlkampf für Willy Brandt, unter anderem mit Günter Grass. Dass er mehr als ein einfaches Mitglied war, zeigen die Reak-

tionen nach seinem Parteiaustritt Ende der 1970er Jahre. Schon am nächsten Morgen habe Peter Glotz (1939 bis 2005) angerufen, damals Generalsekretär der Partei, und gefragt, was denn los sei.

Vorher hatte Gerhard Maletzke vier Jahre (von 1972 bis 1976) für die Friedrich-Ebert-Stiftung am *Asian Mass Communication and Information Centre* in Singapur gearbeitet. Auf die Themen Ausland und interkulturelle Kommunikation (vgl. Maletzke 1966) war er schon als Mitarbeiter am Deutschen Institut für Entwicklungspolitik (1964 bis 1969) und dann am Wissenschaftszentrum Berlin (1969 bis 1972) gestoßen. In Singapur sei es darum gegangen, „die Medien in den verschiedenen Ländern ganz Asiens zu untersuchen“. Als Maletzke 1976 zurückkam, hatte er keinen Job („ein wenig aus Leichtsinne“) und das Gefühl, dass „meine Laufbahn nun allmählich zu Ende sei“. Gerettet habe ihn Hertha Sturm (1925 bis 1998), die im März 1945 von Hans Wenke in Erlangen als Diplompsychologin geprüft worden war (vgl. Mahler et al. 2008: 123f.) und Maletzke 1972 auf einer DGPK-Tagung in Konstanz kennengelernt hatte. Man habe damals „Brüderschaft getrunken“ und sich in die Hand versprochen, sich „gegenseitig weiterzuhelfen“, falls einer ein Problem haben sollte. Sturm war seit 1974 C3-Professorin in München und leitete im Nebenamt das Internationale Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen am Bayerischen Rundfunk (IZI). Maletzke erzählte 2005, er habe „Hertha angerufen“ und „noch am nächsten Tag bei ihr“ am IZI anfangen können.

Dazu kamen Einladungen von Karl Friedrich Reimers, seit 1975 Lehrstuhlinhaber an der Hochschule für Fernsehen und Film, sowie an das Münchener Institut. Reimers sagte, er habe sich mit Sturm, Otto B. Roeggele und Hans Bausch (1921 bis 1991) zusammengetan, als Maletzke „vor dem Nichts stand“. Gemeinsam hätten sie dafür gesorgt, dass er 1978 beim Süddeutschen Rundfunk unterkam. Bausch, mit einer Rundfunkhistorischen Arbeit promoviert (Bausch 1956) und CDU-Mitglied, war 1958 in Stuttgart ohne Unterstützung seiner Partei Intendant geworden und hatte in dieser Funktion immer wieder Kontakt zur Kommunikationswissenschaft gesucht. Zwischen 1970 und 1973 gehörte er zum DGPK-Vorstand, gemeinsam mit Roeggele. Die Medienforschungsabteilung des Süddeutschen Rundfunks war ab 1970 von Hansjörg Bessler aufgebaut worden. Bessler hatte ab 1965 bei Franz Ronneberger (1913 bis 1999) gearbeitet und 1968 eine Dissertation über die „Theoriebildung in der Massenkommunikationsforschung“ geschrieben (Bessler 1968). Schon der Titel verweist auf die Nähe zu Maletzke. Ein Jahr zuvor hatte Bessler eine „Systematik der Massenkommunikationsforschung“ veröffentlicht und gleich zu Beginn darauf hingewiesen, dass sich die Arbeit vor allem auf die „Psychologie der Massenkommunikation“ stütze (Bessler/Bledjian 1967: 12).

Den Hohenheimer Aufbaustudiengang Journalistik, wo Maletzke 1983 zum Honorarprofessor bestellt wurde, leitete seit 1976 Manfred Rühl (Jahrgang 1933), der ebenfalls aus der Nürnberger Schule von Franz Ronneberger kam und 1969/70 auch auf Empfehlung von Maletzke („ich habe ihn damals mit George Gerbner bekannt gemacht“) ein Post-Doc-Jahr an der *Annenberg School* in Philadelphia verbracht hatte (Meyen/Löblich 2007: 91f.) Als Karl Friedrich Reimers 1991 in Leipzig Gründungsdekan für die Kommunikations- und Medienwissenschaften wurde, rief er sofort seinen „Medien-Forschungs-Vater“ (Reimers 1997) an. Maletzke bot dort in der Lehre ein „volles Programm“ (Reimers) und war Mitglied in allen Berufungskommissionen. Während Reimers sagte, er habe sich in jedem Verfahren mit ihm beraten („ich hätte kaum meine Stimme für jemanden gegeben, den Maletzke nicht überzeugend fand“), meinte Rüdiger Steinmetz, dass der Gründungsdekan die „beachtliche Reputation“ Maletzkes auch als „Schutzschild“ genutzt habe – „gegen irgendwelche Anfeindungen von außen“ („es gab

ja bekanntermaßen Mainzer Versuche, über die politische Ebene in die Entwicklungen hineinzufunken“).

Vor allem an die Jahre in Stuttgart und Leipzig hatte Maletzke im Rückblick sehr positive Erinnerungen. Als Rundfunkforscher habe er „auf einen Fundus zurückgreifen“ können, „von dem ich bis dahin gar nicht wusste, dass ich ihn besaß“, und wenn er heute (2005) das Leipziger Institut sehe, sei er „schon ein wenig stolz, dass ich damals mit die Grundsteine gelegt habe“. Mit Bitterkeit erzählte er dagegen seine Version von der Göttinger Bewerbung. Gefragt hätten ihn die Kollegen dort sowie Hans Bausch. Sein Scheitern begründete Maletzke politisch. Da er „als alter Sozi verschrien“ gewesen sei, habe Ministerpräsident Ernst Albrecht („ein CDUler, einer von denen, die ziemlich hart rechts standen“) seinen Kultusminister angewiesen, „den Bewerber namens Hansjürgen Koschwitz zu berufen und nicht mich“. Diese Version stützt sich offenbar auch auf Hans Bausch, der sich „inoffiziell ans Telefon gehängt“ und seinen „alten Kumpel“ in Hannover angerufen habe. Jörg Aufermann (Jahrgang 1940), Fritz-Eberhard-Schüler und 1974 bis 2005 Lehrstuhlinhaber in Göttingen, der die zweite Professur Ende der 1970er Jahre durch einen Ruf nach Dortmund gewonnen hatte und unbedingt Maletzke haben wollte, hat ebenfalls vermutet, dass „die Konservativen unsere wissenschaftliche Ausrichtung als störend empfunden haben“ (Meyen/Löblich 2007: 294). Endgültige Klarheit können hier nur die Akten bringen.

3. Wissenschaftliches Werk

Zur wissenschaftlichen Ausrichtung von Gerhard Maletzke gehörte bereits in den Qualifikationsschriften der Spagat zwischen geistes- und naturwissenschaftlicher Orientierung. Für seine Dissertation über den Hörfunk befragte er im Sommer 1949 in Friedrichstadt (Schleswig-Holstein) knapp 500 Einwohner und kam dabei zu dem Ergebnis, dass die Menschen den neuen Gegenstand anders in ihr Leben aufgenommen hätten, als es sich die Schöpfer des Radios gedacht haben mögen. Das äußere Verhalten habe sich kaum geändert, und nur wenige Menschen hätten es sich zur Gewohnheit gemacht, ohne andere Beschäftigungen dem Programm zu lauschen (Maletzke 1950: 73, 76). Maletzke hatte in der Stadt gelebt und argumentierte wie die Lazarsfeld-Gruppe bei der Marienthal-Studie Anfang der 1930er Jahre oder wie wenig später die Studenten von Hans Amandus Münster (1901 bis 1963) am Leipziger Institut für Zeitungswissenschaft mit der Überschaubarkeit der Verhältnisse (Maletzke 1950: 41f., vgl. Jahoda et al. 1933, Schmidt 1939). Auch methodisch folgte Maletzke den Spuren der Soziodemografie – mit dem Unterschied, dass er eine repräsentative Stichprobe ziehen konnte („aus den Stadtlisten“). Trotzdem kombinierte Maletzke die Fragebogenerhebung mit „freien Gesprächen“ und diskutierte ausführlich die Grenzen von „Massenbefragungen“. Mit dieser Methode könne man lediglich „grobe Sachverhalte“ erfassen (etwa „Tatsachen“ oder „habituelles Verhalten“), nicht aber Motive oder all das, „was das Gedächtnis fordert“. Maletzke klagte außerdem über „Fragebogenmüdigkeit und Zeitmangel“ und meinte, dass viele Zettel unausgefüllt im Papierkorb gelandet seien (Maletzke 1950: 42-50).

Aus dieser frühen Arbeit ist hier aus zwei Gründen so ausführlich zitiert worden. Zum einen erklärt Maletzkes ambivalente Haltung zu quantitativen Verfahren, warum er in einer Psychologie auf Vorbehalte stieß, die sich immer stärker am naturwissenschaftlichen Ideal orientierte, und relativiert so die Kritik an Peter R. Hofstätter, dem aus der Kommunikationswissenschaft später ein „Fehlurteil“ vorgeworfen wurde (Pöttker 2002: 221). Auch der (manchmal hinter vorgehaltener Hand geäußerte) Verdacht, der Ordinarius könne bei seiner Ablehnung politische Motive gehabt haben, lässt sich mit Blick auf Maletzkes Leben kaum halten: Er hat sowohl mit denen gut zusammen-

gearbeitet, die Opfer des Dritten Reichs waren, als auch mit denen, die später mit Vorwürfen zu kämpfen hatten. Zum anderen zeigt die Dissertation, dass Gerhard Maletzke seiner Argumentationslinie treu geblieben ist – sowohl in empirischen Studien als auch in fachpolitischen Schriften. In einer Untersuchung zum „Fernsehen im Leben der Jugend“, die Maletzke Ende der 1950er Jahre am Hans-Bredow-Institut leitete, produzierte er sowohl qualitative als auch quantitative Daten (Tiefeninterviews, Gruppendiskussionen, Repräsentativbefragung), wehrte sich gegen jeden „Methodenstreit“ und legte „das Schwergewicht auf die qualitativen Verfahren“, weil man seiner Meinung nach „die psychischen Hintergründe und Motivationen bestimmter Verhaltens- und Reaktionsweisen“ anders nicht ermitteln könne (Maletzke 1959: 84–87). Zwei Jahrzehnte später machte sich Maletzke in der Schrift „Kommunikationsforschung als empirische Sozialwissenschaft“, die als Beitrag zur „Selbstbesinnung“ der Disziplin gedacht war, mit ähnlichen Worten für qualitative Verfahren stark und verwies die „radikale, unüberbrückbare Dichotomie“, die einige Kollegen konstruieren würden, in das Reich der Legende (Maletzke 1980: 35–38). In der Medienforschung des Süddeutschen Rundfunks versuchte er, „beide Ansätze miteinander zu verbinden“ (um „nicht in die reine Abhängigkeit von Quantitäten zu kommen“), und erzählte noch 2005 begeistert von Redakteuren, die bei Gruppendiskussionen „endlich einmal ihre Hörer live hören konnten“. Maletzke kannte dabei sehr wohl auch „die andere Seite“. Schon in den frühen 1950er Jahren hatte er den „program analyzer“ ausprobiert, den Lazarsfeld und Stanton Ende der 1930er Jahre in den USA entwickelt hatten (Bessler 1980: 58).

In den frühen 1950ern entstand auch das Grundgerüst für sein „Feldschema“ – veröffentlicht in der Hauszeitschrift *Rundfunk und Fernsehen* und gestützt vor allem auf US-Literatur (vgl. Maletzke 1954, 1955). Lange vor seinem Forschungsaufenthalt in Los Angeles setzte er sich für eine „Sozialpsychologie der Massenkommunikation“ ein sowie für eine „umfassende, systematische empirische Forschung mit gesicherten Methoden“ (Maletzke 1954: 316). Im Rückblick hat der Autor einen dieser Aufsätze zwar als „sehr vorläufigen Versuch“ eingeordnet, „die notwendigen Fachbegriffe“ zu erarbeiten und „eine gewisse Ordnung“ in das Chaos zu bringen, zugleich aber sprach er von „einigen Gedanken“, die damals „aufregend neu“ gewesen seien, und regte an, sich erneut mit dem Text zu beschäftigen (Maletzke 1984: 26). Dieses Muster findet sich in vielen Arbeiten Maletzkes aus der Zeit nach 1963. Auch nach dem Scheitern seiner Habilitationspläne und dem Wechsel in die Entwicklungspolitik warb er für seine Sicht auf den Prozess der Massenkommunikation – zum Teil mit den immer gleichen Formulierungen (vgl. Maletzke 1964, 1967, 1976, 1980, 1981, 1998). Von dem Bemühen, die eigene Position im Fach zu verbessern, zeugt auch ein Sammelband, in dem Maletzke 1984 dreizehn Aufsätze erneut veröffentlichte (Maletzke 1984). Dieses Buch dokumentiert zugleich, dass ihm die berufliche Veränderung ein neues Arbeitsgebiet erschloss: die interkulturelle Kommunikation (vgl. Maletzke 1996). Mit dem Beitrag „Interkulturelle Kommunikation und Publizistikwissenschaft“ hatte sich Gerhard Maletzke 1966, nach anderthalb Jahrzehnten in der Medienforschung, zum ersten Mal im Fachorgan *Publizistik* präsentiert – in der Festschrift für Fritz Eberhard. Gleich in den ersten beiden Absätzen gab Maletzke der „Publizistikwissenschaft“ den Rat, „die Arbeiten ihrer Nachbarn zu beobachten“ und hier vor allem die „neue“ Richtung der „sozialwissenschaftlichen Kommunikationsforschung“ (vgl. Maletzke 1966: 318).

Da Maletzkes „Klassiker“ von 1963 Stoff für das Grundstudium ist und die Intentionen des Autors bereits diskutiert wurden, muss das Werk hier nicht ausführlich vorgestellt werden. Seine vier „Grundfaktoren der Massenkommunikation“ entwickelte Maletzke „in Anlehnung an eine viel zitierte Formel von Lasswell“ (Maletzke 1963: 34).

Dass es in seinem „Feldschema“ einen Faktor weniger als beim Vorbild aus den USA gab (*Who says what in which channel, to whom, with what effect?*), begründete er systematisch. Die Frage nach der Wirkung sei zwar „das Zentralproblem der Massenkommunikation“, dies rechtfertige aber nicht, das Problem vom „Faktor Rezipient“ zu trennen und „den anderen Grundfaktoren gleichzuordnen“ (Maletzke 1963: 11, 34f.). Seine Terminologie verteidigte Maletzke mit pragmatischen Argumenten und mit dem Hinweis, dass man vor allem die Begriffe „Kommunikator“ und „Medium“ „im Englischen am häufigsten“ benutzte (Maletzke 1963: 35–37). „Massenkommunikation“ sei eine „direkte Übersetzung des anglo-amerikanischen Wortes ‚mass communication‘“ und habe sich im deutschen Sprachgebiet „weithin eingebürgert“ (Maletzke 1963: 14). Schon in den 1950er Jahren war Maletzke von Lasswell und der US-Literatur ausgegangen, hatte damals aber noch von „Produzent“, „Inhalt“, „Konsument“ und wahlweise von „Massenkommunikations-Medien“ oder „Aussagemitteln“ gesprochen (vgl. Maletzke 1954, 1955). In diesen frühen Aufsätzen war er sich auch noch nicht sicher, ob man „die Gesamtheit der Empfänger“ als „Masse“ bezeichnen könne (Maletzke 1954: 306, vgl. Maletzke 1955: 125). 1963 verwendete er dann den Begriff „dispersed Publikum“ und berief sich auch hier auf ein Beispiel aus der US-Literatur (Maletzke 1963: 28; vgl. Lang/Lang 1961: 423).

Bereits in den 1950er Jahren hatte Maletzke versucht, der „komplexen Natur“ seines Gegenstandes mit dem Begriff „Feld“ Herr zu werden (vgl. Maletzke 1955, Maletzke 1963: 11). Um die Wechselwirkungen im Feld der Massenkommunikation nicht „mit dem Ursache-Wirkungs-Modell“ erklären zu müssen, übernahm er aus der Kybernetik die „Kategorie der Interdependenz“. Da sich die Faktoren gegenseitig „steuern, kontrollieren, korrigieren und regulieren“, könne man die einzelnen Teile nur untersuchen, wenn man die funktionale Verknüpfung mit den anderen Teilen im Auge behalte (Maletzke 1963: 19f.). Hier ist die „ganzheitliche“ Orientierung angelegt, die Maletzke in seinen fachpolitischen Schriften immer wieder angemahnt hat.

4. Rezeption und Bedeutung

In der *Publizistik* wurde Maletzkes Buch von Günter Kieslich (1924 bis 1971) besprochen. Kieslich war in Münster Assistent von Walter Hagemann (1901 bis 1964) gewesen, nach dessen Suspendierung zu Emil Dovifat nach Berlin gewechselt und dort bei einem Habilitationsversuch gescheitert (vgl. Groos 2001: 265). Als er die Rezension schrieb, war er Pressereferent der Kultusministerkonferenz und Mitherausgeber der *Publizistik* (neben Dovifat und Wilmont Haacke). Kieslich kam insgesamt zu einem sehr positiven Urteil. Er lobte die „bestechende methodische und systematische Klarsicht“, die „wohl-tuende Konkretisierung der Theorie durch den Einbezug praktischer Modelle und Untersuchungsergebnisse“ sowie die „exakte Durchforstung der ausländischen Literatur“ und erwartete von dem Buch „starke Impulse“ für die Kommunikationsforschung (Kieslich 1964: 184). Als der Rezensent wenige Jahre später doch noch im Fach Karriere machte und an die neue Salzburger Universität berufen wurde, gehörte Maletzkes Feldschema zu seinem Vorlesungsprogramm. In diesen Veranstaltungen saßen unter anderem Heinz Pürer (Jahrgang 1947) und Walter Hömberg (Jahrgang 1944). Pürers „Einführung in die Publizistikwissenschaft“, die erstmals 1978 erschien und auf dem Lehrbuchmarkt bis in die 1990er Jahre nahezu konkurrenzlos war, orientierte sich an Kieslichs Vorlesungs-Systematik und wies Gerhard Maletzke einen hervorragenden Platz zu.

Für die Verbreitung der „Psychologie der Massenkommunikation“ sorgten neben Kieslich vor allem die Praktiker, die Anfang der 1960er Jahre auf Professuren berufen wurden und dann für die sozialwissenschaftliche Wende im Fach sorgten (vgl. Löblich

2010). Fritz Eberhard, Otto B. Roegele und Franz Ronneberger fanden bei Maletzke das, was sie brauchten: eine klare Begrifflichkeit und eine Zusammenfassung des Forschungsstandes in den USA. Deutsche Vorläufer zitierte Maletzke nur der Vollständigkeit halber – etwa wenn es darum ging, alte Definitionsversuche zusammenzustellen (vgl. Maletzke 1963: 15, 24). Dietrich Berwanger (Jahrgang 1938), der ab 1959 in Berlin studierte, hat berichtet, wie mit Fritz Eberhard plötzlich englischsprachige Literatur in das Institut kam. Maletzkes Buch habe das Doktorandenseminar gleich „mehrere Sitzungen“ beschäftigt (Berwanger 2001: 23). In München dürfte dies nicht anders gewesen sein. Otto B. Roegele, der vor seiner Berufung Chefredakteur des *Rheinischen Merkur* war und Medizin und Geschichte studiert hatte, hat von „bleibender Dankbarkeit“ gegenüber Gerhard Maletzke gesprochen – „als Lernender wie als Lehrender“ (Roegele 1997: 21).

Die Professoren, die mit den alten Definitionen groß geworden waren, reagierten auf Maletzkes Buch verhaltener – vielleicht auch, weil der Autor stets von einem neuen Fach sprach und zwischen der Publizistikwissenschaft und der „sozialwissenschaftlichen Kommunikationsforschung“ keinerlei Verbindung sehen wollen (vgl. Maletzke 1966: 318; Maletzke 1997: 111f.). Wilmont Haacke, der 1942 in Prag für Zeitungswissenschaft habilitiert worden war und ab 1963 in Göttingen lehrte, hat sich nur mit einem vagen Hinweis an dem Versuch beteiligt, eine gemeinsame Literaturliste für das Fach aufzustellen (vgl. Roegele 1997: 20). Maletzkes Begriffe hielt er immerhin für „geglückte Destillate aus der von ihm verarbeiteten angloamerikanischen Literatur“ (Haacke 1966: 82). In Mainz und Münster bauten Elisabeth Noelle-Neumann, Promovendin von Emil Dovifat, und Henk Prakke, Bewunderer seines Vorgängers Walter Hagemann, eigene Schulen auf (vgl. Meyen/Löblich 2006: 239-276). Obwohl das Maletzke-Buch zumindest in Mainz in den 1960er Jahren „Pflichtlektüre“ war (Meyen/Löblich 2007: 236), spielt Maletzke in den meisten Lehrbüchern aus diesen beiden Instituten bis heute eine untergeordnete oder gar keine Rolle (vgl. Noelle-Neumann et al. 2002, Merten et al. 1994, Merten 1999: 75f.). Wenn Hertha Sturm (1997: 23) als „dominante Leistung“ ihres Freundes festgehalten wissen wollte, dass er „der deutschen Kommunikationswissenschaft eine Sprache gegeben“ habe, dann sind diese Ausnahmen mitzudenken. In Münster zum Beispiel wurde bis in die frühen 1970er Jahre die Sprache der „funktionalen Publizistik“ gesprochen (Prakke et al. 1968; vgl. Klein 2005).

Das Beispiel München zeigt, dass der Riss bei der Rezeption mitten durch ein Institut gehen konnte. Während sich das „Repetitorium Kommunikationswissenschaft“ von Erhard Schreiber (1935 bis 1993), das zwischen 1980 und 1990 drei Auflagen erlebte, in vielen Passagen auf Maletzke stützte (vgl. Schreiber 1990), lehnte Hans Wagner (Jahrgang 1937) das „Modell der Modelle“ (Wagner 1998: 202) rundweg ab. Schreiber war promovierter Philosoph und 1971 von Roegele an das Münchener Institut geholt worden. Wagner hatte dagegen ab 1957 Zeitungswissenschaft studiert und versuchte dann als Assistent und Professor, die theoretischen Ansätze von Karl d’Ester (1881 bis 1960), Bernd Maria Aswerus (1909 bis 1979) und Otto Groth (1875 bis 1965) zu einer „Theorie der Zeitungswissenschaft“ zu vereinigen. An Maletzke musste er sich dabei schon deshalb reiben, weil dessen Definition zu einer „Lehrformel im weitesten Sinn“ geworden war (Wagner 1974: 161). Wagner schrieb, dass Maletzkes Modell „repräsentativ“ für den Erkenntnisstand sei, was aber über „Brauchbarkeit und erst recht über Richtigkeit“ wenig besage. „Nur die Beschilderung des Schemas“ verrate, dass es sich um Massenkommunikation handle. Dass die vier Grundfaktoren nichts anderes abbilden würden „als eine beliebige rhetorische Situation“, könne man schon daran festmachen, dass der Kommunikator seine Aussagen „irgendwie“ „ganz und nur aus Eigenem“ schöpfe. Das

Feldschema sehe weder irgendwelche Ereignisse vor, über die berichtet werden könne, noch „möglicherweise vorgeschaltete Informationslieferanten“ (Wagner 1998: 202-204). Gerhard Maletzke hatte den Unterschied zwischen Kommunikation und Massenkommunikation an dem „zwischen die Partner eingeschalteten Verbreitungsmittel“ festgemacht (Maletzke 1963: 34). Wagner sprach hier von „umgangssprachlicher Leichtfertigkeit“ und kritisierte, dass Maletzke „wissenschaftlich (...) völlig unhaltbar“ die direkte Kommunikation als „unvermittelt“ charakterisiert habe, obwohl doch bei jeder Rede die Sprache das „elementare Medium der sozialen Kommunikation“ sei (Wagner 1998: 206).

Natürlich ist die „Psychologie der Massenkommunikation“ auch von den anderen Fachkollegen nicht widerspruchsfrei aufgenommen worden. Klaus Merten thematisierte wie Wagner die „stillschweigende Gleichsetzung“ von Kommunikation und Massenkommunikation, fragte, was denn genau zwischen Kommunikator und Rezipient ablaufe, und warb anschließend für die Systemtheorie (Merten 1999: 76). Heinz Pürer bemängelte in der vierten Auflage seines Lehrbuchs vorsichtig, dass Maletzke „die politischen und ökonomischen Bedingungen“ zwar erwähne, „aber nicht mit der gebotenen Deutlichkeit“ betone (Pürer 1990: 139). Anders als der Psychologe Gerhard Maletzke hatte Henk Prakke in seiner „funktionalen Publizistik“ ausdrücklich auf den Zusammenhang zwischen Medien- und Gesellschaftsentwicklung hingewiesen und verlangt, den publizistischen Prozess in seiner sozialen Bedingtheit zu untersuchen. Prakke sprach von einem „sozio-kulturellen System“ und meinte damit die „Summe der sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Systeme einer Gesellschaft, die in korrelativem Zusammenhang mit deren Kommunikationssystem stehen“ (Prakke et al. 1968: 160). Ganz abgesehen davon, dass diese sehr weite Definition konkrete Untersuchungen nicht gerade erleichtert, ist danach zu fragen, ob die Kommunikationswissenschaft diese Art von Analysen überhaupt liefern konnte und wollte. Zwar hatte auch Maletzke „ganzheitliche“ Ansätze gefordert, sein Modell aber bot zugleich genau wie die Lasswell-Formel die Möglichkeit, das Forschungsgebiet aufzuteilen. Auch das hat die „Psychologie der Massenkommunikation“ zum „Klassiker“ gemacht.

5. Würdigung und Fazit

Die Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum ist ohne die Arbeit von Gerhard Maletzke nicht zu verstehen. Dieser Satz zielt nicht nur auf die Fachgeschichte, in der Maletzkes Name (neben anderen) für die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende und die Internationalisierung des Fachs steht (vgl. Löblich 2010) und so einen Anknüpfungspunkt für Traditionslinien und Legitimationsargumentationen bietet, sondern vielleicht noch stärker auf die Gegenwart. Jenseits der konkreten Gegenstände hat das Buch von 1963 Standards gesetzt, die bis heute wirken – selbst bei den Kolleginnen und Kollegen, denen Maletzkes Definitionen und sein Denken fremd sind. Zu diesen Standards gehört, dass man erstens seinen Gegenstand definiert, dabei zweitens „die Vielzahl relevanter Faktoren und Zusammenhänge bzw. Interdependenzen“ berücksichtigt (Schenk 2007: 16), diese drittens idealer Weise in einem Modell unterbringt, viertens den Forschungsstand in den USA berücksichtigt und fünftens empirisch arbeitet. Kommunikationswissenschaftliches Arbeiten beginnt heute so keineswegs nur für Studienanfänger immer mit Maletzke – auch weil die aktuelle Wissenschaftlergeneration mit seinem Werk sozialisiert worden ist und seine Arbeitsweise so verinnerlicht hat.

Wer will, kann Maletzkes Geschichte in der Kommunikationswissenschaft auf den Begriff Timing verdichten. Sein Buch „Psychologie der Massenkommunikation“ kam 1963 genau im richtigen Moment. Das Fach war dabei, sich personell und inhaltlich von seiner Vergangenheit zu lösen, und fand bei Maletzke alles, was es für eine Neuorien-

tierung brauchte – den Forschungsstand und vor allem eine Terminologie, die aus dem Vorbildland USA stammte und nicht aus der eigenen Tradition. Der Autor selbst hat das an seinem Lebensabend gewusst und den Erfolg des Buches realistisch eingeschätzt: „Kein Wunder, wenn nichts anderes da ist“. Maletzke hat der deutschen Kommunikationswissenschaft nicht nur „eine Sprache“ gegeben, sondern auch ein Bild. Sein „Feldschema“ zeigt den Erstsemestern bis heute auf einen Blick, womit sich das Fach beschäftigt.

Als Person war Maletzke dagegen immer zur falschen Zeit am falschen Ort: Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre als Habilitand mit einem breiten Verständnis von sozialwissenschaftlicher Forschung und einem Medienthema in einer (Hamburger) Psychologie, die „sehr naturwissenschaftlich, sehr empiristisch betrieben wurde“ (Hoffmann-Riem), Ende der 1960er Jahre als Fachfremder ohne starken Mentor in einer Kommunikationswissenschaft, die im ganzen Land nur sieben Professorenstellen hatte und Bewerbern wie Maletzke nach einem gescheiterten Versuch auch deshalb kaum Hoffnung machen konnte, weil sie sich noch nicht von der Parteipolitik emanzipiert hatte, und 1980 in Göttingen als fast 60-jähriger Ex-SPD-Mann in einem Bundesland, in dem die Weichen gerade auf CDU gestellt worden waren.

Zu dieser Geschichte passt, dass keine von Maletzkes zahlreichen anderen Monographien auf ähnlich große Resonanz gestoßen ist wie die „Psychologie der Massenkommunikation“. In der *Publizistik* wurden seine späteren Bücher entweder verrissen (vgl. Haacke 1966, Kübler 1982), ignoriert oder von Anfängern und Fachfremden besprochen, selbst wenn es sich um programmatische Schriften handelte oder um Arbeiten mit Überblicks-Anspruch (vgl. Otto 1968, Kiefer 1980, Teusch 1988). Diese Rezeptionsgeschichte verweist auf die Bedeutung von institutionellem Erfolg für die wissenschaftliche Arbeit. Ohne Professur hatte Maletzke keine Chance, Schüler auszubilden, die am Nachruhm ihres Lehrers basteln konnten. 2005 beklagte er, nie „junge Leute“ gehabt zu haben, mit denen er an seinen Themen und Ideen habe arbeiten können. „Wenn man eine Professur, eine echte, ordentliche, so richtig ausnutzt, dann schreibt man die 16 Bücher, die ich in 50 Jahren mit Mühe und Not geschafft habe, in wenigen Jahren. Das habe ich nie gekannt.“

Literatur

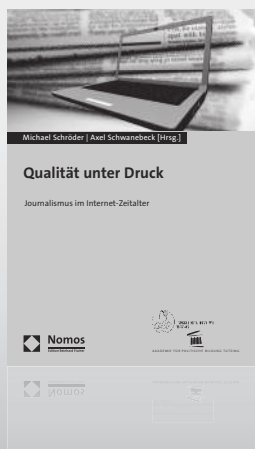
- Anders, Günther (1988[1956]): Die Antiquiertheit des Menschen. Band 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München: Beck.
- Averbeck, Stefanie/Kutsch, Arnulf (2002): Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960. In: *Medien & Zeit* 17. Jg., H. 2/3, S. 57-66.
- Bausch, Hans (1956): Der Rundfunk im Kräftespiel der Weimarer Republik. 1923-1933. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Beck, Klaus (2007): Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK.
- Bentele, Günter/Nothhaft, Howard (2005): Kommunikation/Massenkommunikation. In: Jürge Hühner, Bernd Schorb (Hrsg.), *Grundbegriffe der Medienpädagogik*. München: Kopaed, S. 210-221.
- Berwanger, Dietrich (2001): Die Ankunft am Berliner Institut. In: Bernd Sösemann (Hrsg.), Fritz Eberhard. Rückblicke auf Leben und Werk. Stuttgart: Steiner, S. 19-23.
- Bessler, Hansjörg (1968): Zur Theoriebildung in der Massenkommunikationsforschung. Universität Nürnberg-Erlangen: Dissertation.
- Bessler, Hansjörg (1980): Hörer- und Zuschauerforschung. München: dtv.
- Bessler, Hansjörg (1982): Gerhard Maletzke 60 Jahre. In: *Publizistik* 27. Jg., S. 176-179.
- Bessler, Hansjörg/Bledjian, Frank (1967): Systematik der Massenkommunikationsforschung. München: Ernst Reinhardt.

- Bonfadelli, Heinz/Jarren, Otfried/Siegert, Gabriele (2010): Einführung in die Publizistikwissenschaft. 3. Auflage. Bern: Haupt.
- Burkart, Roland (2002): Kommunikationswissenschaft. Wien: Böhlau.
- Burkart, Roland (2003): Kommunikationstheorien. In: Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius, Otfried Jarren, (Hrsg.), Öffentliche Kommunikation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 169-192.
- Burkart, Roland/Hömberg, Walter (1998): Elektronisch mediatisierte Gemeinschaftskommunikation. In: René Pfammatter (Hrsg.), Multi Media Mania. Konstanz: UVK, S. 19-36.
- Burkart, Roland/Hömberg, Walter (2007) (Hrsg.): Kommunikationstheorien. Wien: Braumüller.
- Fünfgeld, Hermann/Mast, Claudia (1997) (Hrsg.): Massenkommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Groos, Peter (2001): Vision oder Zwangslage? Fritz Eberhards Positionierung in der akademischen Publizistik an der Freien Universität Berlin. In: Bernd Sösemann (Hrsg.), Fritz Eberhard. Stuttgart: Steiner, S. 257-271.
- Haacke, Wilmont (1966): Gerhard Maletzke: Grundbegriffe der Massenkommunikation. Rezension. In: Publizistik 11. Jg., S. 81f.
- Heintz, Bettina (1993): Wissenschaft im Kontext. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45. Jg., S. 528-552.
- Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans (1933): Die Arbeitslosen von Marienthal. Leipzig: Hirzel.
- Kersting, Christa (1994): Erziehungswissenschaft in Hamburg nach 1945. In: Zeitschrift für Pädagogik 40. Jg., Nr. 5, S. 745-763.
- Kiefer, Heinz J. (1980): Gerhard Maletzke: Kommunikationsforschung als empirische Sozialwissenschaft. Rezension. In: Publizistik 25. Jg., S. 377-380.
- Kieslich, Günter (1964): Gerhard Maletzke: Psychologie der Massenkommunikation. Rezension. In: Publizistik 9. Jg., S. 181-184.
- Klein, Petra (2005): Henk Prakke und die funktionale Publizistik. Münster: Lit.
- Kübler, Hans-Dieter (1982): Gerhard Maletzke: Medienwirkungsforschung. Rezension. In: Publizistik 27. Jg., S. 211f.
- Kunczik, Michael/Zipfel, Astrid (2005): Publizistik. Köln: Böhlau.
- Lang, Kurt/Lang, Gladys Engel (1961): Collective dynamics. New York: Crowell.
- Lepenies, Wolf (1981): Einleitung. In: ders. (Hrsg.), Geschichte der Soziologie, Band 1. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. I-XXXV.
- Löblich, Maria (2010): Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft. Köln: Halem.
- Löblich, Maria/Scheu, Andreas (2011): Writing the History of Communication Studies: A Sociology of Science Approach. In: Communication Theory 21. Jg., Nr. 1, S. 1-22.
- Mahler, Melanie/Meyen, Michael/Wendelin, Manuel (2008): „Empirifizierung“ als Nebenwirkung. Die Berufung der Psychologin Hertha Sturm (1925 bis 1998) auf eine Professur für empirische Kommunikationsforschung. In: Michael Meyen, Manuel Wendelin (Hrsg.), Journalistenausbildung, Empirie und Auftragsforschung. Köln: Halem, S. 116-149.
- Maletzke, Gerhard (1950): Der Rundfunk in der Erlebniswelt des heutigen Menschen. Universität Hamburg: Dissertation.
- Maletzke, Gerhard (1954): Zur Sozialpsychologie der Massenkommunikation. In: Rundfunk und Fernsehen 2. Jg., S. 305-317.
- Maletzke, Gerhard (1955): Der Mensch im publizistischen Feld. In: Rundfunk und Fernsehen 3. Jg., S. 118-131.
- Maletzke, Gerhard (1957): Kritik und Analyse von Fernsehsendungen. In: Rundfunk und Fernsehen 5. Jg., S. 184-197.
- Maletzke, Gerhard (1959): Fernsehen im Leben der Jugend. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.
- Maletzke, Gerhard (1963): Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.
- Maletzke, Gerhard (1964): Grundbegriffe der Massenkommunikation unter besonderer Berücksichtigung des Fernsehens. München: Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht.

- Maletzke, Gerhard (1966): Interkulturelle Kommunikation und Publizistikwissenschaft. In: Publizistik 11. Jg., S. 318-331.
- Maletzke, Gerhard (1967): Publizistikwissenschaft zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin: Spiess.
- Maletzke, Gerhard (1976): Ziele und Wirkungen der Massenkommunikation. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.
- Maletzke, Gerhard (1980): Kommunikationsforschung als empirische Sozialwissenschaft. Berlin: Spiess.
- Maletzke, Gerhard (1981): Medienwirkungsforschung. Tübingen: Niemeyer.
- Maletzke, Gerhard (1984): Bausteine zur Kommunikationswissenschaft 1949-1984. Berlin: Spiess.
- Maletzke, Gerhard (1996): Interkulturelle Kommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Maletzke, Gerhard (1997): Erlebte Kommunikationswissenschaft im Rückblick. In: Arnulf Kutsch, Horst Pöttker (Hrsg.), Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 110-119.
- Maletzke, Gerhard (1998): Kommunikationswissenschaft im Überblick. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Maletzke, Helmut (1997): Signum B.T. Leben um zu malen. Schwedt: KIRO.
- Merten, Klaus (1999): Grundlagen der Kommunikationswissenschaft. Münster: Lit.
- Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (1994) (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Meyen, Michael/Löblich, Maria (2006): Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK.
- Meyen, Michael/Löblich, Maria (2007): „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. Köln: Halem.
- Müller-Freienfels, Richard (1940): Menschenkenntnis und Menschenbehandlung. Eine praktische Psychologie für Jedermann. Berlin: Deutscher Verlag.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried/Wilke, Jürgen (2002) (Hrsg.): Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch.
- Otto, Ulla (1968): Gerhard Maletzke: Publizistikwissenschaft zwischen Geistes- und Sozialwissenschaft. Rezension. In: Publizistik 13. Jg., S. 94f.
- Pöttker, Horst (2002): Gerhard Maletzke zum 80. Geburtstag. In: Publizistik 47. Jg., S. 221f.
- Prakke, Henk/Dröge, Franz/Lerg, Winfried B./Schmolke, Michael (1968): Kommunikation der Gesellschaft. Münster: Regensburg.
- Pürer, Heinz (1990): Einführung in die Publizistikwissenschaft. 4. Auflage. München: Ölschläger.
- Pürer, Heinz (2003): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK.
- Reimers, Karl Friedrich (1997): Gemeinsame Zeitquartiere. In: Hermann Fünfgeld, Claudia Mast (Hrsg.), Massenkommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 15-17.
- Roegel, Otto B. (1997): Dank an einen großen Vermittler. In: Hermann Fünfgeld, Claudia Mast (Hrsg.), Massenkommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 19-21.
- Schenk, Michael (2007): Medienwirkungsforschung. 3. Auflage. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Schmidt, Alfred (1939): Publizistik im Dorf. Dresden: Dittert.
- Schmidt, Siegfried. J./Zurstiege, Guido (2007): Kommunikationswissenschaft. Reinbek: Rowohlt.
- Schneider, Irmela (2007): Spuren einer Wissenschaft der Medien. Zur Gründungsgeschichte des Hans-Bredow-Instituts. In: Irmela Schneider, Isabell Otto (Hrsg.), Formationen der Mediennutzung II. Bielefeld: Transcript, S. 93-111.
- Schreiber, Erhard (1990): Repetitorium Kommunikationswissenschaft. 3. Auflage. München: Ölschläger.
- Stöber, Rudolf (2008): Kommunikations- und Medienwissenschaften. München: Beck.
- Stommel, Dorothee (2006): Gerhard Maletzke. Eine Wissenschaftlerbiographie. Magisterarbeit. München: Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung.
- Sturm, Hertha (1997): Mit kritischer Distanz offen für Neues. In: Hermann Fünfgeld, Claudia Mast (Hrsg.), Massenkommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 23-25.
- Teusch, Ulrich (1988): Gerhard Maletzke: Kulturverfall durch Fernsehen? Rezension. In: Publizistik 33. Jg., S. 698-700.

- Wagner, Hans (1974): Die Partner in der Massenkommunikation. Universität München: Habilitationsschrift.
- Wagner, Hans (1998): Das Fachstichwort: Massenkommunikation. In: Otto Groth, Vermittelte Mitteilung. München: R. Fischer, S. 187-240.
- Weingart, Peter (2003): Wissenschaftssoziologie. Bielefeld: transcript.
- Westerbarkey, Joachim (2002): Maletzkies Menetekel. In: Aviso Nr. 31, S. 6f.
- Wilke, Jürgen (1976) (Hrsg.): Emil Dovifat: Zeitungslehre I. Berlin: de Gruyter.
- Wilke, Jürgen (1998): Standardwerk oder Materialsammlung ohne wissenschaftlichen Anspruch? Emil Dovifats „Zeitungslehre“ und die Entwicklung der Zeitungswissenschaft in Deutschland. In: Bernd Sösemann (Hrsg.), in Zusammenarbeit mit Gunda Stöber, Emil Dovifat. Berlin, New York: de Gruyter, S. 267-288.
- Wilke, Jürgen (2011): Autobiographien als Mittel der Journalismusforschung. In: Olaf Jandura, Thorsten Quandt, Jens Vogelgesang (Hrsg.), Methoden der Journalismusforschung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 83-105.

Qualitätsjournalismus online



Weitere Informationen: www.nomos-shop.de/13024

Qualität unter Druck

Journalismus im Internet-Zeitalter

Herausgegeben von Michael
Schröder | Axel Schwanebeck

2011, 183 S., brosch., 19,80 €
ISBN 978-3-8329-6055-1



Nomos